

Volkstrauertag

wir befinden uns in der Friedensdekade - zehn Tage lang sind wir aufgefordert für den Frieden zu beten, immer wieder und wieder. Zehn Tage lang müssen wir einmal mehr aushalten, dass auf unser Gebet hin offenbar nichts passiert, dass infrage steht, ob es überhaupt etwas bewirken kann.

Wir befinden uns am Ende des Kirchenjahres und es geht um die vorletzten Dinge: Tod und Gericht, Buße. Der Wochenspruch entlässt uns nicht in harmlosen Novembertrübsinn, denn es heißt (aus dem zweiten Korintherbrief): „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi.“

Am Ende dieser Zeit, in der wir scheinbar so wenig ausrichten können, werden wir uns verantworten müssen für das, was wir getan und gelassen haben. Mag uns dieser der Gerichtsgedanke auch fremd sein, diese letzte Instanz haben wir dringend nötig.

Wir brauchen Instanzen, die uns mahnen und beunruhigen.

Wir brauchen Instanzen, die uns nötigen, uns zu erklären.

Wir brauchen Instanzen, vor denen wir um Wahrheit und Gerechtigkeit ringen können, damit sich etwas bewegt, damit wir ins Handeln finden.

Der Predigttext heute - zugleich Evangelium - erzählt von einer solchen Instanz und sprengt doch alles, was wir erwarten. Sie haben es gehört:

„Es war ein Richter in einer Stadt, der fürchtete sich nicht vor Gott und scheute sich vor keinem Menschen.“

Was immer das für einer war: wer sich vor Gott und den Menschen nicht fürchtet, vor dem sollten wir uns in acht nehmen. Wer sich selbst genug ist, wer sich selbst zum personifizierten Recht des Stärkeren macht, dem ist vermutlich nichts heilig, der bricht das Doppelgebot der Liebe, das sich auf Gott und den Nächsten richtet - der liebt sich nur selbst.

Wenn so einer in der Welt, in Stadt und Land, für Gerechtigkeit sorgen soll, dann Gnade uns Gott!

Allerdings: was tue ich, wenn ich den Richter so beschreibe? Ist das womöglich nur Ausdruck von Verletzung, vorurteilsbeladen, unfair und ungerecht? Könnte es nicht auch so sein:

Wer Gott nicht fürchtet und die Menschen nicht scheut, der weiß sich sicher, denn der rechnet nicht mit dem unbarmherzigen willkürlichen Gott, der hat sich ihm anvertraut. So kann er Mensch unter Menschen sein, weil er weiß, dass Gnade bedeutet, wirklich angesehen zu werden.

Um so einen kann man jede Stadt beneiden.

Wir wissen es nicht. Wir schauen nicht in ihn hinein. Aber wir wissen von einer Begegnung:
denn

„es war eine Witwe in derselben Stadt, die kam immer wieder zu ihm und sprach: Schaffe mir
Recht gegen meinen Widersacher!“

Eine Witwe...

eine, die keine Lobby, keinen Anwalt hat
eine, die darauf angewiesen ist, von den Instanzen einer Stadt nicht vergessen zu werden
eine, die nichts zu verlieren hat
eine, die lernt für sich selbst einzustehen
eine, die endlich gehört werden will
eine, die nervt
Sie kann nicht weiterleben, ohne dass ihr endlich Gerechtigkeit widerfährt.

Aber sie kommt nicht weiter.

Sie ist wie wir mitten in der Friedensdekade 2022 während des Ukrainekrieges, der dort tobt,
wo zahllose Soldaten und Zivilisten des letzten Krieges noch immer unbestattet vermodern,
der tobt, obwohl wir alle wissen, wieviele Generationen es braucht, bis die Wunden eines
Krieges verheilen und die Narben nicht mehr schmerzen, bis ein Land wieder aufgebaut und
Schuld abgetragen ist.

Es ist ein Krieg, der etwas mit der Nachkriegsordnung zu tun hat, die keinen gerechten Frieden
brachte - aber Taubheit auf vielen Ohren.

Wir sind in dieser Friedensdekade wie die Witwe, erleben uns ohnmächtig und ohne
Handhabe aber erfüllt von einer sehr klaren Hoffnung: es möge endlich Frieden geben und zu
Ende sein mit diesem Widersacher.

Aber es passiert nichts. Im Gegenteil: Woche für Woche, Monat für Monat geht ins Land.

Die Witwe und wir werden nicht erhört. Lukas erzählt in seiner Parabel:

„Er - der Richter - wollte lange nicht.“

Er könnte. Aber er will nicht.

Das weiß die Witwe, darum gibt sie nicht auf - will ihn erweichen und zermürben, dahin
bringen, ihre Sicht zu teilen, ihr helfen zu wollen.

Es ist eine machtförmige Konstellation.

Wer dagegen anrennt, tut es, weil es das Einzige ist, was man überhaupt tun kann: so wie die
Mütter und Großmütter der Plaza de Mayo in Argentinien immer und immer wieder fragen, was

aus ihren verschwundenen Kindern geworden ist, so wie die Frauen in weißen Kleidern seit dem Wahltag 2020 in Belarus immer und immer wieder auf die Straße gegangen sind, so wie es in Ostdeutschland Friedensgebet gab - jahrzehntelang.

All diese Bitten sind wie Wolken über unseren Köpfen.

Erbarme dich. Schaff Recht!

Aber ER will lange nicht.

Keine Erklärung. Keine Begründung.

Warum??? Dieser Richter ist kein Stein. Leuchtet ihm schlicht nicht ein, was die Witwe will. Vielleicht ist die Zeit nicht reif. Vielleicht muss es ein so zähes Ringen sein???

Jedenfalls wird erzählt:

„Danach aber dachte er bei sich selbst: Wenn ich mich schon vor Gott nicht fürchte noch vor keinem Menschen scheue, will ich doch dieser Witwe, weil sie mir so viel Mühe macht, Recht schaffen, damit sie nicht zuletzt komme und mir ins Gesicht schlage.“

Es ist bitter - aber es geht nicht um die Sache. Die Frau wird nicht erhört, weil sie ein Mensch mit eigener Würde und dem Recht, gehört zu werden ist, sondern weil sie anstrengend ist, weil sie keine Ruhe gibt, weil dem Richter schwant, dass er ihr nicht entkommt, weil er sich doch fürchtet.

Spürt auch er, dass er sich verantworten muss? Offenbar kommt er janins Nachdenken...

Das Gleichnis bricht hier ab und es folgt eine Deutung, von der ein Kommentator schreibt, dass „man sie nicht ohne Zittern“ realisieren kann:

„Da sprach der Herr: Hört, was der ungerechte Richter sagt! Sollte aber Gott nicht Recht schaffen seinen Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte er bei ihnen lange warten? Ich sage euch: Er wird ihnen Recht schaffen in Kürze. Doch wenn der Menschensohn kommen wird, wird er dann Glauben finden auf Erden?“

Sollte das das ein Gottesbild sein? Sollen wir uns Gott wie diesen Richter denken???

Widerspricht dies nicht allem, was wir glauben wollen, die wir doch „unser Vater“ sagen dürfen.

Sollte Gott ungerecht und gleichgültig sein?

Vorsicht! Wir sollten uns nicht versteigen! Es ist nur ein Bild. Wir sehen mit unseren Augen und aus der Erschöpfung derer, die Gottes Wirken suchen.

Erkennen können wir ihn in Jesus Christus, dem Menschenkind, dem Menschensohn. Er ist nahe. Es wird Advent. Aber was wird dann sein?

Wird Gott, der in unsere Welt kommt - jetzt 2022 - Glauben finden, zähes Vertrauen, dass es nützt ihn zu bitten, dass der Moment kommt, an dem er Recht schafft?

Zurück zum Anfang. Es ist ein Gleichnis. Ein Bild. Nicht für die irdische Gerechtigkeit, schon gar nicht für die himmlische, sondern - so heißt es: ein „Gleichnis davon, dass man allezeit beten und nicht nachlassen sollte“.

Am Ende des Kirchenjahres geht es um das ,was wir tun können und was von uns erwartet wird. Alles wird möglich durch das Gebet. Oder mit Karl Barth: „Hände zum Gebet falten - ist der Anfang eines Aufstandes gegen die Unordnung der Welt.“

Wir sind mitten in der Friedensdekade, am Volkstrauertag.

Es scheint, als könnten wir nichts tun und würden nicht gehört. Das ist ein Irrtum.